

General Anton Heinrich von Jomini : eine biographische Skizze

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **10=30 (1864)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-93538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Allgemeine

Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Der Schweiz. Militärzeitschrift XXXI. Jahrgang.

Basel, 5. April.

X. Jahrgang. 1864.

Nr. 14.

Die Schweizerische Militärzeitung erscheint in wöchentlichen Doppelnummern. Der Preis bis Ende 1864 ist franko durch die ganze Schweiz. Fr. 7. — Die Bestellungen werden direkt an die Verlagshandlung „die Schweighäuserische Verlagshandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben.

Verantwortlicher Redaktor: Oberstl. Wieland.

General Anton Heinrich von Jomini.

Eine biographische Skizze.

(Aus dem Nachlaß des Eidgen. Oberstl. Hans Wieland sel.)

(Fortsetzung.)

Wenige Wochen später wurde Jomini zu seinem Erstaunen in's kaiserliche Hauptquartier nach Mainz berufen. Er eilte ziemlich beunruhigt ob der ungewissen Ursache dieser unerwarteten Ordre dahin; er wurde in's Gemach des Kaisers geführt; dieser war mit Agerau und Kellermann beschäftigt; Jomini zog sich in eine Fensternische zurück; endlich verabschiedete der Kaiser die Generale und schritt in großen Schritten im Zimmer auf und ab. Plötzlich hielt er vor Jomini, maß ihn mit seinem Adlersblick und zischte: „Wer sind Sie?“

„Sire, ich bin der Oberst Jomini.“

„Ah richtig! Sie haben mir Ihr Werk gesandt. Es freut mich, daß unter meiner Herrschaft das erste Buch erscheint, das die wahren Grundsätze des Krieges lehrt. Wir haben in unsern Schulen nichts Ähnliches gehabt. Wir werden mit den Preußen kämpfen; ich habe Sie hieher gerufen, weil Sie die Feldzüge des großen Friedrichs gründlich studirt und seine Armee und das Terrain kennen. Sie können mich mit Ihren Kenntnissen unterstützen. Ich glaube, wir werden mit den Preußen eine schwierigere Arbeit als mit den Oestreichern haben.“

„Sire, ich bezweifle es, die Preußen haben seit 1763 nichts Ordentliches mehr gethan; sie sind des Krieges entwöhnt.“

„Ja ja, allein die Armee hat ihre Traditionen und erfahrene Generale aus den Zeiten des großen Königs! Doch, wir werden's sehen!“

Jomini stellte dem Kaiser vor, daß er erster Adjutant Ney's sei, er wüßte dort ersetzt zu werden. „Schon gut, erwiederte der Kaiser, ich werde das arrangiren. Einstweilen zählen Sie zum großen Hauptquartier!“ „In diesem Falle, erwiederte Jo-

mini, muß ich jedenfalls um Erlaubniß bitten, zum Marschall zurückzukehren, um meine Pferde und Bagage zu holen, ich habe hier nichts, nicht einmal einen Bedienten. Wenn Ihre Majestät mir vier Tage gewähren, so kann ich Sie in Bamberg treffen!“

„Bamberg, was wissen Sie von Bamberg? fuhr der Kaiser hastig und fast jähzornig auf; wer hat Ihnen gesagt, daß ich nach Bamberg gehe?“

„Sire, die Karte von Deutschland.“

„Wie so die Karte? Es giebt hundert andere Straßen gegen den Feind, als nur die von Bamberg!“

„Gewiß, Sire, allein ich halte es für wahrscheinlich, daß Sie dießmal den linken Flügel der Preußen umfassen, wie Sie in der letzten Campagne den rechten Ma's umkrallt haben, — und dann kann es nur in der Richtung von Bamberg auf Oera geschehen!“

„Gut, sehr gut, antwortete der Kaiser überrascht, erwarten Sie mich in vier Tagen in Bamberg. Aber sprechen Sie mit Niemanden davon, selbst nicht mit Berthier, daß ich nach Bamberg gehe.“

Dieses Gespräch machte einen tiefen Eindruck auf den Kaiser, wie er selbst später auf St. Helena dem General Montholon gestanden.

Jomini wohnte im Gefolge des Kaisers dem Feldzug von 1806 bei. In Berlin besah er sich die Gemächer Friedrich des Großen und hatte die Waffen des großen Kriegers in seiner Hand, als Napoleon ebenfalls zum Besuch ankam. Dieser wunderte sich, daß man ihm solche Trophäen, wie der Degen Friedrich's, überlassen hatte. Im Cabinet, das unberührt nach dem Tode des Königs geblieben, war noch die Kriegskunst von Puyseym aufgeschlagen, — seine letzte Lectüre.

Beim Fortgang der Operationen, die nach Polen hineinführten, wagte es Jomini, seine Stimme gegen diese excentrischen Bewegungen zu erheben. Napoleon liebte aber die unberufenen Rathgeber nicht und donnerte Jomini bei Gelegenheit der Vorstellung des Ney'schen Generalstabs rücksichtslos nieder.

In Posen, mitten im Geräusch der Feste, vollendete Jomini den dritten Band seiner Abhandlung über die großen Operationen.

Jomini war in der Schlacht von Gilau im Gefolge des Kaisers. Napoleon hatte die Corps von Soult, Augereau, Murat und die Garde im Centrum; rechts stand Davoust; links folgte Ney in excentrischer Richtung auf Königsberg den Preußen. Die Corps von Dubinot, Lannes und Bernadotte waren noch zurück. Die Franzosen hatten anfänglich den 70,000 Russen nur 60,000 Mann entgegen zu stellen; der Kampf begann mit einer gewaltigen Kanonade; die Russen drängten Soult gegen Gilau, die Gegenangriffe Augereau's und Murat's brachten sie momentan zum Stehen. Davoust drückte auf ihren linken Flügel, allein das Corps von Augereau war im Widerstand aufgerieben worden und ließ eine bedenkliche Lücke im Centrum, durch die die Russen von Neuem gegen Gilau stürmten. Im stürmischen Schneegestöber war jede Aussicht und Uebersicht unmöglich. Napoleon hielt im Kirchhof von Gilau; plötzlich sah man eine tiefe schwarze Colonne heran rücken. Jomini wurde vorgefandt, um zu entdecken, was sich nahe, ob Soult oder Augereau; bald kehrte er zurück: „Sire, es sind die Russen.“ „Wah, rief der Kaiser, Sie sehen überall Russen!“ „Ich kann doch nicht melden, daß ich Franzosen gesehen, da ich die Russen an ihren langen Kapützen erkannt!“ Oberst Lamarque wird ebenfalls vorgefandt und bringt den gleichen Bericht; ebenso General Corbineau, den in der nächsten Minute eine Kanonenkugel zerschmettert. Napoleon zieht nun ein Bataillon der Garde vor, die Hälfte seiner letzten Reserve und die gesammte Artillerie der Garde; er richtet selbst die Geschütze; gleichzeitig stürmen einige Schwabronen Murat's heran und die Russen gingen zurück.

Inmitten dieses furchtbaren Gemetzels blieb Jomini kalt und ruhig; er betrachtete den entsetzlichen Kampf mit dem Interesse des reinen Kunstkenner's; zuweilen konnte er seine Gedanken nicht zurückhalten; so rief er in einem kritischen Momente: „Ah, ich möchte an Bennigsen's (der russische Obergeneral) Stelle sein nur während zwei Stunden.“ Soultcourt bat ihn, zu schweigen; der Kaiser könne seine unklugen Aeußerungen hören; später am Abend der Schlacht flüsterte Jomini dem genannten Offizier wieder zu: „Jetzt möchte ich nicht an Bennigsen's Stelle, wohl aber an der des Erzherzogs Karl sein. Was würde aus uns, wenn Dieser plötzlich mit 200,000 Mann aus Böhmen in unsern Rücken fiel?“

Bei der Ankunft in Gilau am Haus, in dem das kaiserliche Quartier lag, winkte Napoleon Jomini zu sich heran und lud ihn ein, ihm auf's Zimmer zu folgen. Dort allein mit ihm, gab er ihm eine Reihe von geheimen Befehlen, die das höchste Zutrauen bewiesen. Die bald darauf eintretenden Ereignisse, namentlich die Ankunft Ney's auf dem Schlachtfeld, der alter Sitte treu dem Kanonendonner nachmarschirt war, machten diese geheime Mission überflüssig.

Nach der polnischen Campagne folgte Jomini dem Kaiser nach Paris an Hof; seine Stellung wurde schwieriger und entsprach immer weniger seinen

Wünschen; dazu kamen finanzielle Verlegenheiten; vom Commissariat des Ney'schen Corps, bei dem er bisher als detachirt betrachtet worden, wurde die weitere Solbzahlung verweigert, und bei demjenigen des kaiserlichen Hauptquartiers war er durch nichts accreditirt, als durch einen mündlichen Befehl. Lebhaft sehnte er sich in sein früheres Verhältniß zu Ney zurück, allein der Marschall zögerte ein förmliches Verlangen deshalb an den Kaiser zu richten, weil es ihm mißlich erschien, einen Offizier zu reklamiren, den der Kaiser ausdrücklich an das eigne Hauptquartier attachirt hatte.

Jomini wandte sich endlich in einem direkten Brief an den Kaiser; er erhielt die Antwort, er sei zum Sous-Chef des Generalstabs des Ney'schen Corps ernannt. Das war eine höchst empfindliche Zurücksetzung; um so einschneidender, als er den Chef des Generalstabs als eine reine Creatur Berthier's und obendrein invalid verachten mußte. Ihm blieb keine Wahl. Rasch entschlossen wandte er sich zum zweiten Mal an den Kaiser und bat um seine Demission. Das gab nun die Veranlassung zu einer maßlos heftigen Scene, in der die ganze Despotennatur Napoleons sich enthüllte. Bei dem Hofempfang am nächsten Samstag herrschte ihm der Kaiser zu: „Welch' fleghaften Brief haben Sie mir gesandt? Wo nehmen Sie das Recht her, Ihre Entlassung von mir zu verlangen und zu glauben, daß ich Leute entlasse, die ich gut gebrauchen kann! Ich habe Sie zum Chef und nicht zum Sous-Chef des Generalstabs ernannt!“ „Sire, erwiederte Jomini, meine Ernennung zum Sous-Chef ist von Ihrer Majestät selbst unterzeichnet!“ Böbelhaft grob antwortete der Kaiser: „Haben Sie denn nicht gesehen, daß dieses ein Fehler Berthier's ist?“ Berthier, der neben Jomini stand, flüsterte ihm zu: „Schweigen Sie und kommen Sie nachher zu mir!“

In der That war Jomini zum Chef des Generalstabs des Ney'schen Corps ernannt; das Ganze des sogenannten Berthier'schen Fehlers, den am Ende ein armer Sekretär ausbaden mußte, war eine Intrigue der gemeinsten Art des berühmten Major-Generals der kaiserlichen Armeen. Berthier, der bereits Jomini gründlich haßte, hat ihm die durch seine Reclamation herbeigeführte Scene nie vergessen.

Jomini ging sofort auf seinen Posten ab; das Ney'sche Corps stand noch in Schlesien; die dortige Mußezeit benützte er zur weitern Ausführung seiner literarischen Arbeiten.

Der Verlauf des Kampfes in der spanischen Halbinsel rief das Corps nach Süden; Jomini marschirte mit demselben dorthin und traf seinen Chef in Vittoria; allein statt des früheren Vertrauens fand er bei ihm einen widerwilligen Empfang. Er hatte Ney, der den Oberbefehl in Schlesien dem General Marchand überlassen hatte, lange nicht gesehen. Neider und Feinde hatten den Marschall gegen Jomini eingenommen; auch die Frau Ney's gehörte dazu; namentlich sie hatte ihrem Gemahl bemerkt, man sage laut, aller Verdienst falle auf Jomini, der Marschall gebe nur den Namen dazu. Diese Einflüsterungen hatten bitter gewirkt, doch gaben die

kriegerischen Ereignisse dem angefeindeten Generalstabs-Chef bald Gelegenheit, seine ganze Tüchtigkeit zu zeigen.

Es würde uns zu weit führen, dem Ney'schen Corps auf all' seinen Irrfahrten in Spanien zu folgen. Napoleon war Ende 1808 nach Frankreich zurückgekehrt, genöthigt durch die drohende Haltung Oestreichs. Der Krieg mit dieser Macht brach im kommenden Frühjahr aus; die Abreise des Kaisers hatte aber die Zustände in Spanien beträchtlich verschlimmert; die Marschälle zankten unter sich und waren höchstens einig in der Ansicht, dem Schattenkönig Joseph von Spanien nichts nachzufragen. — Ney, der namentlich empört war, daß ihn dieser König unter den Oberbefehl Soult's gestellt hatte, sandte Jomini nach Deutschland in's kaiserl. Hauptquartier, um seine desfallsigen Klagen dem obersten Kriegsherrn direkt zu überbringen. Jomini traf Napoleon in Wien. Die Schlacht von Wagram hatte den Feldzug entschieden. Das Zusammentreffen Jomini's mit Napoleon ist ein sprechendes Zeugniß für den Kaiserwahnsinn, der mehr und mehr die so klaren Verstandeskräfte des glücklichen Soldaten umbüßerte. Als ihm Jomini von den Unfällen in Spanien berichtete, lächelte Napoleon gäudig, als ob es sich um eine Bagatelle handelte; als ihm Jomini bewies, daß Soult nach der Krone von Portugal getrachtet, daß dieser Marschall in seinem Betragen an Verrath gestreift, machte Napoleon daraus ein Gelegenheitsdrama, um die gemeine Seele Massena's, der anwesend war, zu erschrecken.

Die nächstfolgenden Jahre waren für Jomini trübe; Ney, entrüstet über seine Behandlung in Spanien, war nach Paris zurückgekehrt; der Kaiser sandte ihm den gemessenen Befehl, sofort auf seinen Kosten sich zu begeben. Jomini wollte ihm dahin folgen, als er auf dem Kriegsministerium erfuhr, er sei als Generalstabs-Chef in jenem Corps durch einen andern Offizier ersetzt worden. Ney, der diesen Machinationen nicht fremd geblieben, verlangte dennoch, daß Jomini sich zu seinem Corps verfüge; man behauptet, er habe ihm den Befehl einer Brigade zugedacht. Jomini bekam aber gleichzeitig die Ankündigung, daß er dem großen Generalstab unter Berthier zugetheilt sei und daß er die ihn betreffenden Ordres beim Adjutanten Berthier's entgegenzunehmen habe. Das war eine um so empfindlichere Zurücksetzung, als in dieser Kategorie meistens höchst unfähige Offiziere zu kleinern Commando's, wie die von Stappenplätzen x., verwendet wurden; er war damit nicht der Person Berthier's attachirt. Auf diesen Schimpf antwortete Jomini mit der Einreichung seiner Demission und begab sich in die Schweiz. Schon früher (1807) hatte er Anerbieten, in russischen Dienst zu treten, erhalten. Rußland war oder schien wenigstens 1810 eng mit Frankreich verbündet.

Jomini wandte sich daher an Kaiser Alexander, um ihm seine Dienste anzubieten; allein ehe dessen Antwort eintraf, erhielt er die Ordre, nach Paris zurückzukehren und sich 24 Stunden nach seiner Ankunft beim Fürsten Berthier zu präsentiren. In dem fürchterlichen Dilemma, in dem er sich befand, konnte

er nicht anders als gehorchen; er unterwarf sich damit dem Joch, dem er entrinnen wollte. Zwei Tage nachher empfing er seine Ernennung zum Brigade-General und fast gleichzeitig kam ihm das Dekret zu, das ihn zum Adjutanten des Kaisers von Rußland mit Generalsrang ernannte. Durch widerwärtige Umstände hatte sich das Eintreffen desselben verzögert. Jetzt war es zu spät zu dessen Annahme. Jomini blieb demgemäß im französischen Dienste, immer unter dem Druck des Hasses des allmächtigen Berthier's.

Im Sommer 1810 sah er den Kaiser in Trianon; dieser engagirte ihn, die Geschichte der Feldzüge von 1790 und 1797, und diejenigen des Jahres 1800 zu schreiben, das Depôt de la guerre sei zu seiner Disposition; allein auch hier fand Jomini die hemmende Hand Berthier's. Man verweigerte ihm unter den wichtigsten Vorwänden die nothwendigen Dokumente und überließ ihm höchstens die Papierrasse von alten Situationsrapporten x.; dennoch machte er sich an die schwierige Arbeit. Beim Neujahrsempfang 1811 frug ihn Napoleon, ob die Arbeit vorrücke. Jomini entschuldigte sich mit dem Mangel an Material; der Kaiser forderte ihn auf, sich an einem der folgenden Tage bei ihm zu melden, er wolle mit ihm sprechen.

Als er sich zu dieser Audienz präsentirte, traf er am Morgen ein, an dem der Kaiser seinen Sohn, den König von Rom, erhalten; er entfernte sich daher wieder, indem er nicht hoffen konnte, an einem solch wichtigen Tag, an welchem sich Deputation um Deputation drängen werden, um zu gratuliren, empfangen zu werden. Am gleichen Tag erhielt er jedoch die kaiserliche Ordre, sich unfehlbar am andern Morgen zu präsentiren.

Jomini wurde vom Kaiser mit der Frage empfangen, warum er gestern nicht geblieben sei!

„Sire, antwortete Jomini, ich habe gedacht, Ihre Majestät hätten wichtigere Dinge abzumachen, als sich mit mir zu beschäftigen.“

„Das ist nicht logisch, erwiederte Napoleon; hätte die Kaiserin fortgelitten, so wäre allerdings das richtig gewesen, allein nachdem sie einmal von der Last befreit war (mais une fois qu'elle était délivrée), so konnte ich nichts Besseres thun, als sie ruhen zu lassen und mich mit meinen Geschäften abzugeben. Enfin, Sie sind nun da, sprechen wir von Ihrer Arbeit! — Ja, — was Teufels haben Sie eigentlich mit Berthier. Er ist Ihnen spinnenfeind!“

Jomini erklärte nun dem Kaiser den ganzen Haß Berthier's, der sogar die Widmung der zweiten Auflage der Abhandlung über die großen Operationen kaum habe annehmen wollen.

„Ja, meinte der Kaiser, der Herr ist verwöhnt; hätten Sie das Werk mir gewidmet, ich hätte die Widmung nicht abgewiesen.“

Jomini erwiederte, er habe dieß nicht gewagt; die Vergleichung seiner Operationen mit denen Friedrich des Großen hätte leicht als Schmeichelei ausgelegt werden können. Napoleon war diesmal frei genug vom Kaiserwahnsinn, um diesen Grund zu goutiren.

Die Unterredung blieb ohne weitere Folgen; trotz allen Versprechungen erhielt Jomini die verlangten Dokumente nicht, weil Berthier es nicht wollte.

Ernst und düster dämmerte das Jahr 1812 herauf; der Krieg gegen Rußland begann; die Situation Jomini's war eine seltsame; einerseits französischer Offizier, andererseits im Besitz eines russischen Generalbrevets, dazu geborner Schweizer; es schien ihm das richtigste, am beginnenden Feldzug gegen eine Macht, die ihm so viel Wohlwollen bewiesen, keinen allzu thätigen Antheil zu nehmen, und obschon entschlossen, jeder Pflicht, die ihm sein Charakter als französischer Offizier auferlegte, zu entsprechen, hat er doch um Verwendung als Gouverneur in einer eroberten Provinz; seine schwankende Gesundheit gewährte einen plausiblen Vorwand. In der That wurde Jomini zuerst Commandant von Wilna und später, als er sich mit dem Generalgouverneur von Lithauen, General Hagendorf, entzweite, Commandant von Smolensk. An Arbeit fehlte es auf diesem Posten nicht, der als Hauptdepot der nach Moskau vorgebrungenen Armee galt; überdies traf Jomini in einem Moment dort ein, wo bereits der Rückzug begonnen hatte und wo die russische Donau-Armee unter Tschischagoff nach rasch abgeschloffenem Frieden mit der Pforte vom Süden her die Kommunikation Napoleons mit Preußen und Polen ernstlich bedrohte.

Bei dieser kritischen Sachlage erwarb sich Jomini große Verdienste um die französische Armee, indem er im Auftrag des Kaisers den schwierigen Uebergang über die Beresina leitete; er wählte die Uebergangsstelle bei Studianka; ihm und dem Genie-General Gblé ist der rasche Bau der Brücken im eistreibenden Fluß zu verdanken. Die Anstrengungen warfen ihn krank darnieder; seine Kameraden ließen ihn als rettungslos verloren zurück; die russischen Granaten schlugen schon durch das Dach des Hauses, in welchem er in Fieberhigen lag, als er sich mit letzter Anstrengung aufraffte, um das jenseitige rettende Ufer zu erreichen; der Andrang der Flüchtlinge gegen die Brücke warf ihn in's Wasser; ein badischer Unteroffizier, der früher als Planton bei ihm gedient, rettete ihn vom sichern Tod; auf's äußerste erschöpft, kam er in das Dorf Brill, wo er auf einem Ofen in todesähnlichen Schlaf fiel; Victor, der Herzog von Belluno, der die Nachhut kommandirte, nahm sich seiner an und gab ihm einen Platz in seinem Wagen; die Kosaken überraschten die Equipagen, der hartgefrorene Schafpelz, in den Jomini gewickelt war, schützte ihn wie ein Panzer gegen ihre Lanzenstiche, bis Flintenschüsse die wilden Reiter verschreckten.

(Schluß folgt.)

Urtheile über die Bekleidung und Ausrüstung der preussischen Armee.

Da es uns nicht gleichgültig sein kann, wie sich die Bekleidung und Bewaffnung auswärtiger Armeen im Felde bewähren, so theilen wir folgende Bemerkung über diesen Gegenstand in Rücksicht auf die preussische Armee unseren Kameraden mit:

Ueber die Infanterie heißt es: Der Helm ist der Gegenstand beständiger Klagen der Offiziere und Leute — und mit Recht; bei großer Hitze, wissen wir schon aus den Friedensübungen, namentlich bei anhaltenden Märschen, daß er den Mann förmlich betäubt und verdummt, die geistige Frische, die neben der körperlichen im Ernstgefechte so überaus notwendig ist, leidet erschütternd, und man muß das augenscheinliche, große Wohlbehagen beobachten, wenn bei einer kurzen Rast die „alte Tulpe“ abgenommen und mit der leichten Mütze vertauscht wird, um den Zwang zu beurtheilen; den dieses beschwerliche Möbel verursacht; der mögliche Vortheil des Helms, daß er vor Kopfwunden schützt, ist höchst problematisch, denn die Erfahrung der neueren Kriege lehrt hinlänglich, daß Kopfwunden durch Säbelhiebe zu den äußersten Seltenheiten gehören; im Winter ist er ein nicht minder unangenehmer Kumpan, das Leder wird trocken und hart, die heiße Ausdünstung des Kopfes wird widerwärtig, vollends wenn man die neue Kapuze darunter zwingt; wie manche kahle Glanz hat ihren ersten Ursprung hierbei gefunden! Ferner hindert der Helm beim Schießen in den verschiedenen Körperlagen, besonders im Liegen, wo er stets die Neigung hat, nach vorn zu fallen, die Stirnhaut und Stirnader drückt und das Blut in die Augen treibt; beim Durchkriechen durch Gebüsch bleibt er grundsätzlich irgendwo hängen oder fällt ab, im Freien verräth er durch sein Blinken unsere Anwesenheit — er bleibt also ein bloßes Paradedstück und müßte, wie dies bei den Russen geschieht, bei einem Ausmarsche zu Hause bleiben. Der Waffenrock ist im Winter sehr praktisch, nur müßte er weiter sein und zwei Reihen Knöpfe haben, weil scharfer Wind, Schnee und Regen oft sehr unangenehm durch die Knopflücken eindringen. Ganz unbrauchbar hat sich unser Stiefelwerk mit dem Minimum von Schaft erwiesen; die kleinste Pfütze oder wenige Zoll hoher Schnee bewirken, daß der Soldat gründlich nasse Füße erhält; die aufgetrempelten Pantalons saugen Masse und Schmutz begierig auf, werden, besonders im Lehm Boden, bei jedem Schritte schwerer und faulen förmlich vom Leibe. Der Mantel ist viel zu dünn und zu kurz und schützt kaum in einer mäßig kühlen Herbstnacht. Die beiden, mit scharfen Patronen erschwerten Patrontaschen drücken den Unterleib, geben dem Mann das Gefühl des Unbehagens und öffnen sich beim Laufen und beim Liegen von selbst, wodurch viele Munition verloren geht, eine große, nach rechts verschiebbare Tasche wäre zweckmäßiger. Die Kochgeschirre haben zu viele Einsätze; wie selten kommt der Soldat dazu, zu braten u., er ist herzlich froh, wenn er sein Stück Fleisch annä-